

Gedanken über Ausbildung und Wissenschaft an unserer Fakultät

Autor(en): **Fey, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires**

Band (Jahr): **111 (1969)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-588907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedanken über Ausbildung und Wissenschaft an unserer Fakultät

Von H. Fey

Die Intensivierung von Wissenschaft und Unterricht beschäftigt auch unsere Profession und zwingt uns zu einer Standortbestimmung mit Diskussion des Erneuerungsbedürftigen. Dabei brauchen wir keineswegs in die Hysterie gewisser, allerdings nicht an unserer Fakultät beheimateter Kreise zu verfallen, die alles Bisherige als null und nichtig erklären und «in den Mülleimer der Geschichte» werfen wollen. Es gibt durchaus erhaltenswerte Einrichtungen und Methoden. Ich nenne nur eine: die von vielen totgesagte Vorlesung, ein nach wie vor ausgezeichnetes Mittel zur Vermittlung von Grundlagen, unter der Voraussetzung allerdings, daß sie keine «Ablesung» ist und bei auftretenden Schwierigkeiten zum Gespräch aufgelockert wird.

Wir alle empfanden bis vor wenigen Jahren die Verpflichtung, unser Wissensgebiet dem Studierenden einigermaßen umfassend anzubieten. Je nach dem Grad der Information des Dozenten wurden da und dort Akzente gesetzt, anderes großzügig unterschlagen. Dem Studenten erschien das Fach gerade so breit, als es der Dozent ihm vortrug. Das war so lange nicht weiter schlimm, als der Dozent die snicht selbst zu glauben anfang, aus den Anfechtungen heraus, die dadurch gegeben sind, daß er stets «der Beste der Klasse» ist.

Mittlerweile kam das über uns alle, was man zutreffenderweise als Wissens-explosion bezeichnet. Das Wißbare – nicht notwendigerweise das Wissenswerte – vermehrt sich dabei derart, daß das heutige Grundlagenwissen in 6 bis 8 Jahren vielleicht nicht hoffnungslos falsch, aber doch stark modifiziert und vor allem differenziert sein wird. Wir können mit Rektor Goldmann (1964) sagen, daß wir mit jeder neuen «Wahrheit» einen alten Irrtum über Bord werfen. Hieraus ergibt sich auch für uns die zwingende Notwendigkeit zur Spezialisierung, und zwar nicht nur in der Ausbildung, sondern auch in der Berufsausübung. Die Initiative zu deren Institutionalisierung muß zweifellos vom Berufsverband ausgehen.

Die hochgetriebene Spezialisierung hat eine erfreuliche Konsequenz, nämlich die Notwendigkeit zur Querverbindung mit anderen Wissenschaften, weil dem Einzelnen die Übersicht und das Detailwissen im Nachbargesicht fehlen. Es ist die Aufgabe der Fakultäten, diese Querverbindungen, die für den einzelnen Wissenschaftler bereits selbstverständlich sind, auch für die Ausbildung zu erleichtern. Wenn die Fakultätsgrenzen vom Fachlichen her leicht zu übersteigen sind, sind die Fakultäten als administrative Organisationen keineswegs zum alten Eisen zu werfen. Hier müssen wir unsere Beweglichkeit, zu der wir im Wissenschaftlichen ja dauernd gezwungen sind, auch im Organisatorischen beweisen.

Nachdem evident wurde, daß uns das Wissen überschwemmt, müssen wir auch die unangenehme Folgerung ziehen, daß wir nicht imstande sind, mit dem Staatsexamen «fertige» Tierärzte zu entlassen. Das Maximum, das erreicht werden kann, ist das Vertrautsein mit der Arbeits- und Denkweise eines Faches, der Besitz des Instrumentes zur lebenslänglichen Weiterbildung und zur Konfrontation mit der ständig sich ergänzenden Information.

Das aber muß einen Niederschlag finden im Unterricht, indem wir es aufgeben, der Illusion einer enzyklopädischen Darstellung unseres Faches nachzujagen und statt dessen am ausgewählten Beispiel in die Tiefe zu gehen versuchen.

Die Vermittlung der allgemeinen Grundlagen eines Faches ist nach wie vor Aufgabe des Lehrstuhlinhabers, und man wird sich im Interesse des Studenten und des Ausbildungserfolges davor hüten müssen, ein Fach als die Summe seiner Spezialitäten darzustellen. Damit würde man vom Studierenden eine Universalität verlangen, die von uns Dozenten selbst keiner mehr besitzt. Die Darstellung der Spezialitäten aber ist Sache der Spezialisten – möglichst im Rahmen der Hauptvorlesung –, aber wenn davon bisher zu wenig Gebrauch gemacht wurde, so deshalb, weil dies wie fast jede Entwicklung personelle und damit finanzielle Konsequenzen hat, die der Staat nur zögernd auf sich nehmen kann oder will. Die Ordinarii tragen für den Gang dieser Entwicklung keine direkte Verantwortung, weil sie zu deren Beschleunigung viel weniger zu sagen haben, als gemeinhin angenommen wird.

Wenn die Disziplinen sich auffächern, so müssen wir auch die Ausbildung in den Spezialitäten fördern. Dies wird zweckmäßigerweise nach dem Staatsexamen erfolgen, was eine entscheidende Vermehrung der *Ausbildungsstellen* nötig macht, die unabhängig von der routinemäßig zu erledigenden Arbeit geschaffen werden müssen. Davon wird später noch die Rede sein.

Bei der eigenen praktischen Arbeit in Klinik und Institut wird der Absolvent erst richtig vertraut mit der Problematik und Relativität des Wissens, die nur durch eigene Wissensfindung, d. h. durch das persönliche Experiment oder die klinische Untersuchung, Besitz wird. Damit macht er sich mit den Fehlern der Methode und der Signifikanz einer Aussage bekannt. Ich betone dies, weil hier der Bildungswert der Naturwissenschaften, zu denen die Medizin gehört, begründet liegt. Es ist eine Bildung der wissenschaftlichen Denkweise, die auf gar keinen Fall ein Privileg der Institutsleute ist und die den Suchenden dazu befähigt, sein Wunschdenken und seine Voreingenommenheit hinter das Resultat, welches «stimmt», zurücktreten zu lassen und sich ihm unterzuordnen. Solche Schulung führt zu der für einen Akademiker so eminent wichtigen kritischen Grundhaltung, die weit über das Berufliche hinausgeht, weil sie die Scheinautorität entlarvt, aber andererseits der fachlichen und menschlichen Kompetenz die gebührende Achtung zollt. Mir scheint, daß die wahrhaft kritische Universität diese Aufgabe vor allen andern als ihre ureigenste lösen muß; sie braucht dazu aber weder die Ideen Marcuses noch die Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung.

Eine anspruchsvollere experimentelle oder klinische Arbeit kann bei unserem Studienplan wohl erst nach dem Staatsexamen einsetzen, aber wir müssen instituts- und klinikintern Organisationsformen finden bzw. bestehende vermehrt institutionalisieren, die der Ausbildung der jungen Mitarbeiter dienen. Ich war früher der Meinung, «man bilde sich selbst aus» unter Ausnützung der gebotenen Möglichkeiten. Das funktioniert bei einer kleinen Elite, aber wenn wir der heute so vehement geforderten Bildungsökonomie Genüge tun wollen, so kommen wir um gewisse Obligatorien nicht herum; «man wird ausgebildet».

Ich denke daran, daß die Assistenten mehr als bisher zu Vorträgen und Referaten anzuhalten sind, zur Minderung der allzu verbreiteten Unbeholfenheit in der präzisen mündlichen Formulierung von Gedanken. Wir wollen ferner verlangen, daß unsere Assistenten den mikrobiologischen «Kurs für Vorgeübte» durcharbeiten, den wir für Naturwissenschaftler konzipiert haben.

Für eine kleine Auswahl der Besten, die sich für eine wissenschaftliche Ausbildung interessieren und eignen, sollen Wege gesucht werden, die den Besuch von Post-graduate-Kursen ermöglichen. Solche Kurse sind nur gesamtschweizerisch denkbar und nur zusammen mit der Humanmedizin. Ein erster Kurs für experimentelle Medizin lief erfolgreich im vergangenen Jahr.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Titel des Dr. med. vet. zur Diskussion stellen, und zwar gerade vor den praktizierenden Kollegen. Ist es ökonomisch, sozusagen jedermann eine Dissertation ausarbeiten zu lassen und alle Arbeiten unterschiedlichster Qualität mit dem gleichen Titel zu belohnen? Wie hoch ist der Informationswert einer durchschnittlichen Dissertation anzusetzen, wird nicht die ohnehin aufgeblähte Literatur mit viel Überflüssigem ungebührlich belastet, und hätten nicht die Resultate der meisten Dissertationen in einer kleinen Mitteilung von wenigen Seiten Platz? Mir scheint, die dafür aufgewendete Energie und Zeit könnten nutzbringender verbracht werden. Nun können wir ja nicht einfach den Dokortitel über Bord werfen und, wie es die Skandinavier tun, für die ganz großen Arbeiten reservieren. Wir würden damit eine Menge von Kollegen diskriminieren und unseren Stand im Vergleich zum Ärztstand benachteiligen, denn der Dokortitel hat im Publikum seine feste Bedeutung. Aber man könnte die Dissertation fallenlassen und die Verleihung des Dokortitels in die allgemeine Ausbildung zum Tierarzt integrieren. Der Tierarzt hätte nach einem Jahr Assistenz in dem Spezialfach, in dem er assistiert, ein Doktorexamen zu absolvieren und sich dabei über umfassendere Kenntnisse des Spezialfaches auszuweisen, als dies nach der Bearbeitung eines engen Dissertations-themas zu erwarten ist. Das Argument, wir könnten nicht von der Regelung der Humanmedizin abweichen, ist nicht stichhaltig. Wir brauchen nicht in allem und jedem gebannt die Reaktionen der Ärzte zu registrieren und dann nachzuziehen. Die Initiative könnte auch einmal bei uns liegen, und ich weiß, daß die traditionelle Form der Dissertation auch in der Medizinischen Fakultät nicht unumstritten ist.

Dagegen wäre für wissenschaftlich Begabte die Möglichkeit der Arbeit an einer sehr anspruchsvollen Thesis zu schaffen, die zu einem höheren Titel im Sinne des PhD führte. Über die Privatdozentur kann in diesem Rahmen nicht auch noch diskutiert werden, sie wird sich in der heutigen Form ohnehin nicht ewig halten können.

Mit diesen besonders guten Leuten werden die Entwicklungsarbeit und die Grundlagenforschung in den Instituten und Kliniken betrieben. Sie bearbeiten Teilgebiete im Arbeitsbereich des Institutes. Die größere Erfahrung der Instituts- und Abteilungsleiter potenziert sich durch sie und multipliziert die Information. Das Wissen der leitenden Wissenschaftler ist zu wenig ausgenützt, wenn sie auf sich allein gestellt sind.

Das alles bedingt einen starken Ausbau des Stipendienwesens, denn es ist wesentlich wirksamer, diese guten Leute ad personam zu bezahlen und ihre Anstellung damit unabhängig vom Institutsetat und damit auch unabhängig von jeder personellen Konstellation zu machen. Zu viele gute junge Leute kommen nicht dort unter, wo es für sie und für das Institut am ergiebigsten wäre, weil die entsprechende Position entweder nicht existiert oder besetzt ist. Dies ist auch eine Frage der Bildungsökonomie. Der Nationalfonds wird hier noch wichtige Funktionen zu übernehmen haben.

Sie fragen sich, warum ich diese Überlegungen im «Schweizer Archiv» und nicht in einer Hochschulzeitung veröffentliche. Der Grund liegt darin, daß alle Reformbestrebungen in Unterricht und vor allem in der Forschung einen eminent quantitativen Aspekt haben. Sie können nicht einfach in einem modernen Geiste beschlossen werden, auch nicht mit dem Mittel eines neuen Hochschulgesetzes oder einer Fakultätsverordnung. Die Geldmittel dazu müssen beschafft werden, wozu in unserer direkten Demokratie jeder mitverantwortlich ist, ganz besonders aber – so scheint es mir – die ehemaligen Absolventen der Hochschule.

Nun ist es kein Geheimnis, daß unsere Fakultät in der Öffentlichkeit einer gewissen Kritik unterworfen ist, z.T. von seiten der Landwirtschaft, die noch immer nicht überall begriffen hat, daß die Veterinärmedizin ihr dient und sie nicht auf der Unkostenseite belastet; z.T. aber selbst von Kollegen aus der Praxis. Man spricht von Luxusbauten, wobei die Selbstbescheidung auf das Zweit- und Drittklassige, woran viele von uns immer noch kranken, durchschimmert. «Wir haben jetzt ein neues Tierspital, somit müßte endlich dieses und jenes intensiver erforscht werden.»

Abgesehen davon, daß die Untersuchung eines Einzelproblems jahrelange Bemühungen fordert, ist darauf hinzuweisen, daß die Forschung auch im neuen Haus so lange nicht angemessen verstärkt werden kann, als die Erledigung von Tages- und Routinearbeiten unsere *Voll*beschäftigung darstellt. Die Aufgabe von Hochschulinstituten besteht aber darin, neue Erkenntnisse zu schaffen, und nicht, sich in der Bewahrung von Bekanntem zu erschöpfen. Ich mache deshalb den Vorschlag, eine «Landesuntersuchungsanstalt» zu schaffen, die dauernd und in engem Kontakt mit der Fakultät arbeitet, die

dem Mikrobiologischen Institut die Routineuntersuchungen abnimmt und beide für ihre wichtige Aufgabe, die Lehre und Entwicklungs- bzw. Forschungsarbeit, frei macht. Allenfalls wäre dieser Anstalt eine biochemische Abteilung anzugliedern. Als Muster diene das Institut Galli-Valerio, das jedermann ausgezeichnete Dienste leistet.

Das gibt mir auch Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die zeitliche Belastung des akademischen Personals in summa 50% nicht übersteigen sollte. Je nach Eignung soll der eine mehr, der andere weniger in der Routine tätig sein. Ich möchte nicht mißverstanden werden, daß ich etwa die Routine geringachte, ganz im Gegenteil. Die diagnostische Arbeit ist von höchster Wichtigkeit und betrifft das Publikum, dem wir unsere Dienste anbieten wollen und müssen, unmittelbar. Aber sie darf die Entwicklungsarbeit nicht verunmöglichen.

Ich betone darum hier wie andernorts, daß Forschung nicht das Hobby von Instituten ist, sondern ihre Pflicht, die ihnen von der Öffentlichkeit überbunden wurde. Die Wissenschaftler fordern deshalb nicht für sich, die Forderungen ergeben sich aus dem Stand der Wissenschaft, und die Gefahr, daß wir «art pour l'art» betreiben, ist gerade in der Veterinärmedizin denkbar gering.

Ich meine aus diesem Grunde, daß besonders die Kollegen in der Praxis uns als Altakademiker in diesen Forderungen unterstützen und sie vor ihrer traditionellerweise skeptischen Kundschaft verteidigen sollten. Der Tierarzt ist als wichtige Autorität auf dem Lande aufgerufen, die Bedürfnisse der Fakultät im Interesse seiner eigenen besseren Information und im Interesse der Ausbildung der jungen Kollegen, die zum Teil Söhne und Töchter von Tierärzten sind, vor einem möglichst breiten Publikum zu erläutern und zu verteidigen.

Veterinärkalender. Taschenhandbuch der tierärztlichen Praxis. Herausgegeben von Dr. R. H. Fröhner. 264 Seiten, DM 36,-.

Die Lieferung 1968 ist vornehmlich der Buiatrik gewidmet und von den Professoren des Richard-Götze-Hauses der Tierärztlichen Hochschule Hannover und ihren Mitarbeitern zusammengestellt. Die Ausführungen betreffen: die Krankheiten der Kälber, die innern Krankheiten des Rindes und die Chirurgie beim Rind, ferner die Euterkrankheiten, die Fruchtbarkeitsstörungen, Geburtshilfe und Andrologie, inklusive Besamung. Daneben enthält die Lieferung Angaben über Kleintierkrankheiten, Gewährleistung im Viehhandel und Tierschutz.

Die Blätter sind wiederum nur geleimt und können nach Sachgebieten in den früher gelieferten Ordner mit Greifregister eingereiht werden. *A. Leuthold, Bern*